

Glückliche Geschichten von Jugendlichen, die sich als trans identifizieren und geschlechtsangleichende Massnahmen ergreifen, kennen vor allem eine Erzählung. Kommen Eltern darin vor, so werden sie mit den Worten zitiert: «Bis jetzt hatten wir eine Tochter. Jetzt haben wir einen Sohn, den wir genauso gernhaben.»

Das Leiden von Eltern, die die Transidentität ihres Kindes anzweifeln, die für sie plötzlich kommt, die sie schockiert und überfordert und die sie auch deshalb hinterfragen, weil sie ihr Kind besser kennen als jeder andere – davon hört man in den Medien wenig. Sie sagen Sätze wie: «Es ist, als sei uns ein Kind abhandengekommen.»

Der affirmative Ansatz beim Umgang mit der Genderdysphorie interessiert sich in erster Linie für das subjektive Empfinden des jungen Menschen, der sich im falschen Körper fühlt. Eltern kommt dabei die Rolle zu, möglichst unterstützend zu sein und zum Wohl des Kindes selbst einen Prozess zu durchlaufen.

Es gibt Eltern, denen gelingt das. Andere schicken sich hinein, weil sie die Beziehung erhalten wollen. Jede Skepsis könnte das Kind als grundsätzliches Infragestellen seiner Person empfinden, wodurch es ihm noch schlechter ginge. Dies geben die Genderfachleute den Eltern zu bedenken, wenn sie deren Widerstand spüren.

Viel mehr Mädchen betroffen

So erzählen es die Frauen und Männer, die sich an einem Freitagabend in Zürich treffen. Alle paar Wochen tauschen sie sich über ihre Erfahrungen als Eltern eines Kindes aus, das sich im Teenageralter für sie völlig überraschend als trans geoutet hat. Die Kinder sind heute um die zwanzig. Alle befinden sich in der Transition.

Der Körper hat sich also schon so verändert, dass die tiefe Stimme, der Bartwuchs, die Entfernung der Brüste bleiben werden – auch dann, wenn sie zu ihrem biologischen Geschlecht zurückkehren möchten. Von den zehn Anwesenden haben alle eine Tochter, die ein Junge sein will. Dies bestätigt einen bemerkenswerten Trend der letzten Jahre: Inzwischen suchen überproportional viele Mädchen mit einer sogenannten Genderdysphorie fachliche Hilfe, laut Studien um 80 Prozent.

Noch etwas fällt auf: Die Mütter und Väter sprechen ausnahmslos von «meiner Tochter». Zu Hause haben sie sich den Wünschen angepasst, vermeiden Pronomen, manchmal gibt es einen geschlechtsneutralen Übernamen, mit dem sich Eltern und Kind arrangieren können. Die Kinder wissen auch nicht, dass ihre Mutter oder ihr Vater, weil sie die Situation dermassen belastet, heute Abend hier sind. «Für meine Tochter wäre dies ein erneuter Beweis, dass ich transphob bin», sagt eine Mutter.

«Transphob»: Sie hören es nicht nur von ihren Kindern, sondern auch Ärztinnen und Psychologen würden ihnen unterstellen, sie hätten grundsätzlich etwas gegen Transgender. Genauso das linke Milieu, in dem sich einige der Anwesenden bewegen. Deshalb möchten sie in der NZZ nicht mit richtigem Namen erscheinen.

Plötzliche Genderdysphorie

Die Selbsthilfegruppe wird vom «Verein für einen angemessenen Umgang mit Fragen zum Geschlecht bei jungen Menschen» (AMQG/AUFG) organisiert, der 2021 in Genf gegründet wurde und heute auch in der Deutschschweiz vertreten ist. Auf der Website heisst es, der Verein unterstütze die Rechte von Erwachsenen mit einer Transidentität uneingeschränkt: «Seine Bedenken betreffen nicht die Transidentität im Allgemeinen, sondern das erstmalige Auftreten des Gefühls der Unzulänglichkeit mit dem eigenen Geschlecht im Jugendalter.»

So fordert der Verein eine gründlichere Abklärung von Jugendlichen, bevor die Diagnose gestellt und mit der medizinischen Behandlung begonnen werde, «ohne ideologischen oder politischen Druck zu schaffen». Es brauche mehr objektive wissenschaftliche Forschung, und dieses evidenzbasierte Wissen müsse Fachleuten, der Öffentlichkeit und Politikern zugänglich gemacht



«Sie will ein Kind bleiben», sagt eine Mutter über ihre Tochter, die in der Pubertät mit ihrem Körper zu hadern begann.

LYNNE SLADKY / AP

Die verlorenen Töchter

Viele Eltern bezweifeln, dass ihr Kind das falsche Geschlecht habe. Sie glauben an soziale Ansteckung und fühlen sich von Gendermedizinerinnen und Psychologen übergangen. Von Birgit Schmid

werden. Der Verein ist international vernetzt, um gemeinsam für die Anliegen von Eltern zu kämpfen.

Die meisten Teilnehmer der Gesprächsgruppe sagen nicht, dass es Transgender nicht gebe. Aber sie sind überzeugt, dass ein gestörtes Verhältnis zum eigenen Geschlecht in der Pubertät andere Ursachen haben kann, zumal wenn nichts auf eine Transidentität hingewiesen habe in der Kindheit und frühen Jugend. Demnach könnte das Gefühl, im falschen Körper geboren worden zu sein, genauso schnell wieder verschwinden, würde man die vollständige Entwicklung zum Erwachsenen abwarten.

Im Englischen gibt es dafür den Begriff Rapid Onset Gender Dysphoria (ROGD), plötzliche Genderdysphorie. Die amerikanische Ärztin Lisa Littman hat als eine der Ersten ROGD erforscht und die These geäussert, dass der Einfluss von Social Media oder Freunden wesentlich sei, wenn Heranwachsende ihr Geschlecht ändern wollten. Dies würde auf die Möglichkeit einer «sozialen Ansteckung» hindeuten.

Die Trans-Gemeinschaft protestierte und warf Littman und ihrer «transphoben» Studie vor, die Rechte und die Akzeptanz von Transmenschen zu gefährden. Auf Wunsch des Verlags musste sie den Fachartikel über ihre ROGD-Untersuchung abändern. Littman spricht von Zensur innerhalb der Genderforschung. Eine offizielle Diagnose ist ROGD nicht.

Eine schwierige Pubertät

Lori Meier leitet die Selbsthilfegruppe und ist selber betroffene Mutter. Sie heisst richtig anders. In mehreren Gesprächen erzählt sie ihre Geschichte. Wichtig ist ihr, zu betonen: Man sei keine christliche Vereinigung. Unter den Anwesenden seien Akademiker und Arbeiter, oftmals kenne man nicht einmal die politische Haltung voneinander.

Meier und ihr Mann sind SP-Wähler und beide im Sozialbereich tätig. Ihre Tochter habe in der Kindheit nie den Wunsch geäussert, ein Junge zu sein,

sagt sie. Sie hätten das Mädchen auch in keine stereotype Rolle gedrängt. Sondern ihm und seinem Bruder vorgelebt, wie man sich als Paar Erziehung und Haushalt teilt.

Das Kind habe, seit es sprechen konnte, gerne Nein gesagt. Lange Trotzphasen. Es durchlebte eine schwierige Pubertät, äusserte Suizidgedanken, wurde in der Schule gemobbt, wie Meier erzählt. Dann kam Corona. Verbannung ins Haus, stundenlang im Internet. Im Herbst 2020 eröffnete die 15-Jährige ihren Eltern, dass sie nonbinär sei. Ab sofort wollte sie mit einem neutralen Vornamen, aber mit männlichen Pronomen angesprochen werden. «Ihr Mädchenname Alexandra galt jetzt als sogenannter Deadname», sagt Meier. «Sie hat uns verboten, ihn auszusprechen.» Sie haben sich auf die Abkürzung Alex geeinigt (Name geändert).

Während ihr Mann offener war, kostete es Meier grosse Überwindung, sich den Wünschen anzupassen. Alex begann sich nun über ihren Körper, vor allem die schnell wachsenden Brüste zu beschweren. Für Meier ist klar: «Sie will keine Frau werden. Sie will ein Kind bleiben.» Dies sehe man bis heute an Alex' Zimmer, das noch immer wie ein Mädchenzimmer aussehe. Sie zeigt ein Foto. Ein Durcheinander von Plüschtieren, Hello-Kitty-Poster, an einer Wand die Regenbogenfahne.

Nach der Pandemie ging es Alex schlechter. Es folgte eine Zeit in der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie in Zürich (KJPP). Dort sprachen Ärzte und Mitarbeitende Alex als «Alexander» an. «Ich sass daneben und war schockiert», sagt Meier. Sie kam sich dumm und ahnungslos vor. Dennoch meldeten sie Alex für die Gendersprechstunde in der KJPP an. Man riet den Eltern, die soziale Transition mit den neuen Namen und männlichen Pronomen zu unterstützen. Es sei ein Ausprobieren, das sich jederzeit abbrechen liesse, habe die Therapeutin gesagt. Wobei die wenigsten Jugendlichen ihren Entscheid rückgängig machten.

Heute ist Alex 20 Jahre alt und nimmt seit über zwei Jahren Testoste-

ron. Das männliche Hormon habe ihr Kind stark verändert, sagt Meier. Alex leide an Nebenwirkungen wie Bluthochdruck, Kopfweh und Übelkeit. Haar­ausfall, tiefere Stimme, unreine Haut. Gewichtszunahme. Muskelschmerzen, Bauchkrämpfe ohne Menstruation. Die Schultern wurden breiter, Hals und Hüften dicker, Doppelkinn. Alex sei ungepflegt, lasse sich gehen, treibe keinen Sport mehr.

Meier zeigt zwei weitere Fotos auf ihrem Handy. Auf dem ersten Bild sieht man ein Mädchen mit langen Locken in einem Kleid. Auf dem zweiten Bild sind die Gesichtszüge weniger definiert, kurze Haare, der Körper im T-Shirt wirkt schwerfällig.

Depressionen und ADHS

Während der sozialen Transition in der Klinik lernte Alex einen Transjungen kennen, die beiden sind nun ein Paar und bezeichnen sich als «gay». Meier nennt die Beziehung toxisch. Die beiden seien fixiert auf ihre Gebrechen und kultivierten ihre sozialen Ängste. Bei Alex wurden auch Depressionen und ADHS diagnostiziert, sie nimmt Antidepressiva, geht in Therapie. Alex glaubt, auch auf dem Autismus-Spektrum zu sein und am Tourette-Syndrom zu leiden, das sich in körperlichen und sprachlichen Tics äussert. Hinterfrage man dies, reagiere sie aggressiv.

Dem Frieden zuliebe wird Alex’ Weg in der Familie weitgehend tabuisiert. «Es ist ein Eiertanz, wir reden nicht mehr frei aus Angst, unser Kind zu verlieren», sagt Meier. Kurz vor dem 18. Geburtstag zog Alex überstürzt aus, drohte mit Kontaktabbruch. Der Grund: Sie wollte am Universitätsspital Zürich (USZ) mit der Testosteronbehandlung beginnen. Die Eltern hinterfragten den Schritt und intervenierten.

Wieder ging ihnen alles zu schnell. «Vor dem 25. Lebensjahr ist die emotionale und kognitive Entwicklung nicht abgeschlossen», sagt Meier. «Meine Tochter glaubt, der Geschlechtswechsel löse all ihre Probleme. Die Ärzte helfen ihr dabei, ohne die Turbulenzen der Adoleszenz und ihre psychischen Erkrankungen in den Behandlungsfahrplan mit einzubeziehen.» Schliesslich gaben die Eltern auf und gingen eine «Scheinkooperation» ein,so Meier. «Wir hatten keine Energie mehr.»

Die Situation belastete auch ihre Ehe. Lange sagte sie ihrem Mann nichts von ihrer Ohnmacht und Verzweiflung. Lag sie denn nicht falsch? Machte nicht bereits ein laut geäussertter Zweifel ihr Kind noch suizidal, wie es ihr von den Fachleuten vermittelt wurde? Als sie sich entschloss, in der Deutschschweiz eine Selbsthilfegruppe zu gründen, weihte sie ihren Mann nicht ein. «Wir redeten sonst immer über alles. Nun war es, als würde ich ihn hintergehen.» Heute kämpft er an ihrer Seite.

Es sei eine Schwere über die Familie gekommen, sagt Meier. Die Trauer, als sie zu Alex’ Geburtstag eine Karte bastelte, pro Jahr ein Foto seit der Geburt. Wie sie es beim Bruder gemacht habe, der so angepasst sei und still leide. Die Handtücher, auf denen «Alexandra» gestickt ist, und die Namen-Anhänger für die Weihnachtsgeschenke hat sie versorgt.

Da ist die ständige Angst, dass Alex ihnen eröffnen könnte, sich die Brüste amputieren zu lassen, wie es ihr Trans-Freund mit 18 getan hat. Oder Geschlecht und Name im Pass zu ändern. Immerhin hat es Alex ins dritte Lehrjahr geschafft, wenn auch unter Anstrengung.

Die Entmachtung als Eltern

Meier erhebt Vorwürfe gegen die handelnden Ärzte und Psychologen. Die auf Transgender spezialisierten Fachleute seien eng vernetzt und überwiesen sich die Patienten gegenseitig. Wie alle Eltern in der Selbsthilfegruppe fühlt sie sich als Mutter übergangen. Schon bei Minderjährigen zähle nur die Selbstdiagnose.

Es stört sie, dass die Eltern nie einen schriftlichen Bericht der Diagnosestellung erhielten, die so schnell erfolge. «Schon in der ersten Sitzung ist von Pubertätsblockern die Rede, es gibt keinen Raum für Zweifel. Man schaut nicht, ob eine Depression vielleicht ganz andere Ursachen hat.» Stelle man Fragen, werde man belehrt

Die Eltern haben ständig Angst, dass Alex ihnen eröffnen könnte, sich die Brüste amputieren zu lassen, wie es ihr Trans-Freund mit 18 getan hat.

Wieder ging ihnen alles zu schnell. «Vor dem 25. Lebensjahr ist die emotionale und kognitive Entwicklung nicht abgeschlossen», sagt Meier. «Meine Tochter glaubt, der Geschlechtswechsel löse all ihre Probleme. Die Ärzte helfen ihr dabei, ohne die Turbulenzen der Adoleszenz und ihre psychischen Erkrankungen in den Behandlungsfahrplan mit einzubeziehen.» Schliesslich gaben die Eltern auf und gingen eine «Scheinkooperation» ein,so Meier. «Wir hatten keine Energie mehr.»

Die Situation belastete auch ihre Ehe. Lange sagte sie ihrem Mann nichts von ihrer Ohnmacht und Verzweiflung. Lag sie denn nicht falsch? Machte nicht bereits ein laut geäussertter Zweifel ihr Kind noch suizidal, wie es ihr von den Fachleuten vermittelt wurde? Als sie sich entschloss, in der Deutschschweiz eine Selbsthilfegruppe zu gründen, weihte sie ihren Mann nicht ein. «Wir redeten sonst immer über alles. Nun war es, als würde ich ihn hintergehen.» Heute kämpft er an ihrer Seite.

Es sei eine Schwere über die Familie gekommen, sagt Meier. Die Trauer, als sie zu Alex’ Geburtstag eine Karte bastelte, pro Jahr ein Foto seit der Geburt. Wie sie es beim Bruder gemacht habe, der so angepasst sei und still leide. Die Handtücher, auf denen «Alexandra» gestickt ist, und die Namen-Anhänger für die Weihnachtsgeschenke hat sie versorgt.

Da ist die ständige Angst, dass Alex ihnen eröffnen könnte, sich die Brüste amputieren zu lassen, wie es ihr Trans-Freund mit 18 getan hat. Oder Geschlecht und Name im Pass zu ändern. Immerhin hat es Alex ins dritte Lehrjahr geschafft, wenn auch unter Anstrengung.

Die Frage der Urteilsfähigkeit

Kurz vor ihrem 18. Geburtstag suchte Alex gegen den Willen ihrer Eltern die Gendersprechstunde des USZ auf. Nach zwei Gesprächsterminen bei einer Psychologin wurde der Termin beim Endokrinologen für die Hormonabgabe organisiert, ohne dass der Leitende Psychiater Alex persönlich sah oder man Informationen bei Alex’ Psychotherapeutin eingeholt hätte. Die Eltern beschwerten sich bei der Klinikdirektion mit einer Kopie an die Gesundheitsdirektion des Kantons Zürich. Der NZZ liegt das Schreiben vor wie auch der Antwortbrief des USZ.

In der Antwort heisst es unter anderem, dass bei Alex eine Störung der Geschlechtsidentität diagnostiziert wurde, wie sie bereits festgestellt wurde, als sie mit 15 in der KJPP war. Dass sie als Kind keine Symptome einer Geschlechtsdysphorie gezeigt habe, komme häufig vor.

Feuilleton

Neue Zürcher Zeitung

Alex sei als urteilsfähig eingestuft worden. Man sei sich der Unsicherheit und der Sorgen von Eltern in einer solchen Situation bewusst und bedaure die familiären Spannungen. Das Wohl der behandelten Person stehe im Vordergrund.

Auf Anfrage der NZZ dazu, wie solche Fälle abgeklärt werden, schreibt das USZ: Es gehe darum, die Urteilsfähigkeit volljähriger Personen zu beurteilen, die psychosoziale Stabilität zu evaluieren und das Leiden durch die erlebte Dysphorie einzuschätzen. Vor einer medizinischen Behandlung gebe es «eine mehrfache ärztliche Beurteilung durch verschiedene Fachrichtungen». Bei jungen Erwachsenen beziehe man die Eltern möglichst ein, sofern eine Schweigepflichtentbindung vorliege.

Die Gespräche mit den Verantwortlichen beruhigten Meier und ihren Mann nicht. In ihren Augen fehlt Alex die Reife, um abschätzen zu können, was ihr Entscheid für ihr zukünftiges Leben bedeutet.

Verbot von Pubertätsblockern

Vielleicht ist es kein Zufall, dass sich betroffene Eltern gerade jetzt Gehör verschaffen. Beim Thema Transgender ist ein kultureller Wandel spürbar. Ein umfangreicher Untersuchungsbericht des britischen Gesundheitssystems NHS kam 2024 zu dem Schluss, dass die wissenschaftliche Grundlage für medizinische Behandlungen bei Minderjährigen dürrftig sei. Schon ein Jahr zuvor wurde die auf Trans-Jugendliche spezialisierte Tavistock-Klinik in London wegen Mängeln geschlossen.

Immer mehr Länder verbieten Pubertätsblocker, die Kindern mehr Bedenkzeit geben sollen. In der Schweiz wird über ein Verbot von geschlechtsangleichenden Operationen für Minderjährige auf nationaler Ebene diskutiert. So fordert es die Zürcher Gesundheitsdirektorin Natalie Rickli (SVP).

Für die Frauen und Männer in der Selbsthilfegruppe ändert dies nichts an ihrer Situation. Hört man sie von ihren Kindern reden, so entsteht der Eindruck von suchenden, mit sich selbst ringenden jungen Menschen. Neben der Genderdysphorie haben alle weitere psychiatrische Diagnosen, viele leiden an ADHS oder Autismus.

Eine Mutter erzählt, wie ihre Tochter, die immer sehr mädchenhaft war, in der Pubertät in eine Anorexie glitt. Bald beginnt sie mit Testosteron. «Ich spüre bei ihr bis heute keine männliche Energie», sagt die Frau. «Würde ich das tun, könnte ich ihren Entscheid besser akzeptieren.» Es sei ihr egal, wen die Tochter liebe, ob sie lesbisch sei. «Ich könnte auch damit leben, wenn sie sich als nonbinär definiert.» Was ihr zu schaffen mache, sei die Vorstellung, dass sie ihren Körper verstümmle.

Man dürfe mit 16 noch nicht abstimmen, nicht Auto fahren, keinen Alkohol trinken – «man darf aber mit der Transbehandlung anfangen», sagt ein Vater.

Googeln nach «Detransition»

Es kommt viel Wut zum Ausdruck an diesem Abend, auch auf die Kinder, die sich in ihrem Leiden so wichtig nähmen. Eine Mutter: «Als sie lesbisch war, wurde sie auf dem Pausenplatz gemobbt. Doch seit sie trans ist, ist sie jemand.» Eine Mutter sagt: «Sie bei dem Namen zu nennen, den sie ausgewählt hat, fällt mir noch am leichtesten. Aber ich kann mich nicht daran gewöhnen, «er» oder «mein Sohn» zu sagen.» Sie würde sich selbst verraten, stimmt ihr eine andere Mutter bei, die zu ihrer Tochter seit einem Jahr keinen Kontakt mehr hat. Eine dritte sagt: Werde sie gefragt, ob sie Kinder habe, sage sie: «Ja, einen Sohn und ein Kind.»

Sie gebe die Hoffnung nicht auf, dass sich ihr Kind anders besinne und wieder glücklich und gesund werde, sagt Lori Meier. Manchmal google sie zum Stichwort «Detransition», also zu dem Vorgang, wenn jemand die Geschlechtsangleichung rückgängig macht. Auf diesen Seiten erfährt sie, was zu tun ist, um die bleibenden Folgen des Testosterons abzumildern. So wachsen die Haare oft nicht vollständig nach, nachdem das Testosteron abgesetzt wurde. Wenn Meier dann liest, dass es Haarwuchsmittel gibt oder man eine Haartransplantation machen kann, klammert sie sich für einen Moment daran fest.

Hollywood-Legende tot aufgefunden

Rob Reiner drehte Klassiker wie «When Harry Met Sally. . .»

TOBIAS SEDLMAIER

Am Sonntagnachmittag (Ortszeit) wurde die Feuerwehr von Los Angeles wegen eines medizinischen Notfalls zu einem Anwesen im Stadtteil Brentwood gerufen. Dort fanden die Einsatzkräfte die Leichen des Filmemachers Rob Reiner (78) und seiner zweiten Frau, der Fotografin Michele Singer (68). Die Familie von Reiner bestätigte den Tod der beiden inzwischen gegenüber dem Branchenmagazin «Variety» und veröffentlichte folgende Stellungnahme: «Unsere Herzen sind gebrochen. Wir bitten darum, unsere Privatsphäre in dieser schweren Zeit zu respektieren.» Die genauen Todesumstände sind derzeit Gegenstand polizeilicher Ermittlungen.

Ein Sprecher bestätigte gegenüber amerikanischen Medien, dass ein «mutmassliches Tötungsdelikt» untersucht werde. Die Opfer hätten Verletzungen durch ein Messer erlitten. Die Polizei nahm den gemeinsamen Sohn der beiden fest. Nick Reiner wird offenbar verdächtigt, seine Eltern getötet zu haben. Der 32-Jährige wird im Parker Center Jail in Downtown Los Angeles festgehalten. Seine Kaution wurde auf vier Millionen Dollar festgesetzt, wie ein Sprecher des Los Angeles County Sheriffs Office gegenüber «Page Six» mitteilte.

Mit Rob Reiner verliert die amerikanische Filmlandschaft einen ihrer populärsten Vertreter. Der Sohn der amerikanischen Comedy-Legende Carl Reiner wurde 1947 in der New Yorker Bronx geboren. Bereits als Kind stand er vor der Kamera für Serien wie «Alfred Hitchcock Presents» oder «77 Sunset Strip». Doch er wollte nie von seiner prominenten Herkunft profitieren und versuchte bald, sich seinen eigenen Namen zu machen.

Eine revolutionäre Serie

Seinen grossen Durchbruch als Schauspieler feierte Reiner in der Sitcom «All in the Family», die zwischen 1971 und 1979 zu den beliebtesten Sendungen des Jahrzehnts zählte. Zusammen mit der Krankenhaus- und Militärsatire «MASH» bereitete die böse Familienserie den Weg für anspruchsvolleres Fernsehen mit breiterer Themenvielfalt. Als Nachhall der 68er Bewegung thematisierte sie alles, was bis dato im Mainstream tabu war, von Homosexualität bis zu Rassismus.

«All in the Family» ist der Serie gewordene Generationenkonflikt, ein Spiegelbild gesellschaftlicher Auseinandersetzungen. Rob Reiner spielt den liberal eingestellten Mike Stivic, den Schwiegersohn des engstirnigen Archie Bunker (Carroll O’Connor), unter dessen Dach er wegen seines Studiums wohnen muss. Die beiden zanken sich permanent über Migranten und Minderheiten, die Archie allesamt mit Leib und Seele verachtet und wüst beschimpft.

Die Serie stiess auf derart grosses Echo, dass sie prompt in Europa adaptiert wurde: In Deutschland entstand eine eigene Version des Stoffes: «Ein Herz und eine Seele» mit dem Familienoberhaupt «Ekel» Alfred (Heinz Schubert). Auch der österreichische Ableger «Ein echter Wiener geht nicht unter» geniesst in der Alpenrepublik vielzitierten Kultstatus.

Nach «All in the Family» war Reiner noch häufig als Schauspieler zu sehen, oft in kurzen, aber markanten Gastauftritten: etwa in «Sleepless in Seattle», Martin Scorseses «The Wolf of Wall Street» und gegenwärtig in der Küchenserie «The Bear». In deren vierter Staffel muss er als Mentor die darben­de Sandwichtheke des titelgebenden Restaurants aufwerten.

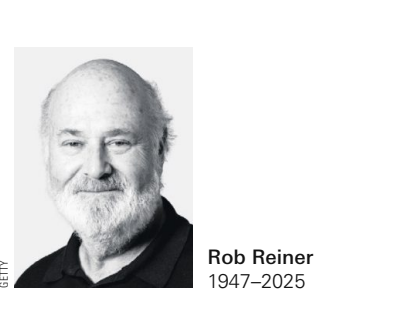
Anfang der achtziger bis Mitte der neunziger Jahre hatte Reiner einen künstlerischen und kommerziellen Lauf. Nach seinem Regiedebüt «This Is Spinal Tap» (1984), einer Mockumentary über eine fiktive, gruslig schlechte Metal-Band, folgten Filme, die über ihre Gegenwart hinausreichten. Einige wur-

den stilbildende Klassiker, schnörkellos und gradlinig erzählt. Reiner schaffte es, zugleich witzig und warmherzig zu sein, emotionale Tiefe mit guter Unterhaltung zu verbinden.

River Phoenix’ Durchbruch

Gleich zwei Mal prägte Reiner ein ganzes Genre entscheidend: Das erste Mal mit «When Harry Met Sally. . .», einer der wichtigsten romantischen Komödien der Kinogeschichte, die sich auch 36 Jahre nach ihrem Erscheinen ihren frischen Spirit bewahrt hat. Das kluge Drehbuch von Nora Ephron lässt seine beiden Protagonisten zwischen Freundschaft und Liebe hin- und herpendeln, wie Magneten ziehen sie sich an und stossen sich wieder ab.

In der berühmtesten Szene des Films behauptet Harry (Billy Crystal) in einem Manhattaner Diner, eine Frau könne ihm keinen Orgasmus vortäuschen. Meg Ryan als Sally beweist ihm –



«Ja, ja, ja!» – schreiend und auf den Tisch hämmern­d das Gegenteil; worauf eine ältere Restaurantbesucherin den legendär gewordenen Satz zum Kellner sagt: «Ich will genau das, was sie hatte.» Diese Frau wurde von Reiners Mutter Estelle gespielt, eine Konstellation, die dem Regisseur beim Dreh etwas peinlich war, wie er später gestand.

Drei Jahre zuvor, 1986, hatte Reiner mit «Stand by Me» neue Massstäbe für den Coming-of-Age-Film gesetzt. Bis heute wirkt die Adaption einer Kurzgeschichte von Stephen King stilbildend, nicht zuletzt in «Stranger Things». Vier Jugendliche gehen auf die Suche nach einer Leiche – und finden in einem bewegten Sommer zu ihrer eigenen Identität, wagen entscheidende Schritte hin zum Erwachsenwerden. Für River Phoenix, der 1993 an einer Überdosis starb, bedeutete der Film den Durchbruch.

Ein zweites Mal, diesmal auf weitaus düsterere Art, widmete sich Reiner Stephen King 1990. In «Misery» spielt Kathy Bates eine wahnsinnige Krankenpflegerin, die ihren Lieblingsautor Paul Sheldon (James Caan) daheim einsperrt, damit er sein Buch nach ihren Vorstellungen zu Ende schreibt. Bates erhielt für ihre unheimliche Performance zwischen Mütterlichkeit, Moralismus und Wutanfällen einen Oscar. Das Drehbuch schrieb William Goldman, mit dem der Regisseur bereits für die urkomische Fantasy-Persiflage «The Princess Bride» (1987) zusammengearbeitet hatte.

Reiner war keiner, der mit seiner politischen Meinung hinter dem Berg hielt. Wie auch sein Vater sprach er sich deutlich gegen die Wahl von Donald Trump aus, war jahrelang einer der wichtigsten Unterstützer der Demokratischen Partei. 2006 hätte er sich in Kalifornien gegen Arnold Schwarzenegger für das Amt des Gouverneurs aufstellen lassen können, lehnte jedoch aus privaten Gründen ab. Im September dieses Jahres lief «Spinal Tap II», die Fortsetzung von Rob Reiners erstem Regie-Hit, in den amerikanischen Kinos an. Es sollte sein letzter Film werden.

In der Branche galt Reiner als beliebt und umgänglich. Kaliforniens Gouverneur Gavin Newsom nannte ihn ein «Genie mit einem grossen Herzen» und sagte in einem Statement: «Sein grenzenloses Einfühlungsvermögen machte seine Geschichten zeitlos, lehrte Generationen, das Gute und Gerechte in anderen zu erkennen – und ermutigte uns, von Grösserem zu träumen.» Auch andere Prominente wie Barack Obama, Elijah Wood oder John Cusack bekundeten ihre Trauer.